

---

# MERKUR

Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

---

Heft 10 68. Jahrgang Oktober 2014  
Klett-Cotta Stuttgart

---

- HERFRIED MÜNKLER **Politische Urteilskraft**  
T. J. CLARK **Veroneses Allegorien der Liebe**  
ILJA BRAUN **Investitionsschutz und Menschenrechte**  
BERND HÜPPAUF **Die Kontroverse über den Ersten Weltkrieg**  
RUDOLF STICHWEH **Zeitgenössische Kunst. Soziologiekolumne**  
HARALD BODENSCHATZ **Die Berliner Mitte. Urbanismuskolumne**  
GERWIN ZOHLEN **Kulturforum, neu verortet**  
JULIA ENCKE **Helmut Lethens »Der Schatten des Fotografen«**  
JAN VON BREVERN **Ganz große Kunst.**  
**Michael Frieds Lob der Fotografie**  
HOLGER SCHULZE **Das afrikanische Europa**  
ANTON TANTNER **Nummerierung als Kulturtechnik**  
GÜNTER HACK **Spatz und Klassenbewusstsein**  
STEPHAN HERCZEG **Journal (XIX)**



---

785

## Nummerierung

### Auf den Spuren einer ambivalenten Kulturtechnik

VON ANTON TANTNER

Nummerierung kann als Kulturtechnik verstanden werden; als deren grundlegende, elementare Funktion gilt das Prozessieren von Unterscheidungen: Die Nummerierung, die einem Objekt oder einem Subjekt – ganz gleich ob einem Haus, einem Stadtbezirk, einem Sitzplatz, einer Buchseite, einem Sträfling oder einer Polizistin – eine Zahl vergibt, um Objekt oder Subjekt eindeutig iden-

tifizierbar zu machen, produziert Differenzen, macht die einzelnen Subjekte und Objekte klar kenntlich und ermöglicht es, diese leicht und schnell voneinander unterscheidbar zu machen.<sup>1</sup>

Die für die Nummerierung verwendete Zahl hat dabei dieselbe Funktion wie ein Name, weswegen Heike Wiese, eine Theoretikerin der Gebrauchsweisen von Zahlen, den Begriff der »nominalen«

---

<sup>1</sup> Vgl. Bernhard Siegert, *Kulturtechnik*. In: Harun Maye / Leander Scholz (Hrsg.), *Einführung in die Kulturwissenschaft*. Stuttgart: UTB 2011.

Zahlenzuweisung entwickelte, und zwar in Unterscheidung zum »kardinalen« und »ordinalen« Zahlengebrauch. Nach Wiese werden die »kardinalen Zahlzuweisungen« verwendet, um die Kardinalität, also die Anzahl von Elementen innerhalb einer Menge zu identifizieren, etwa eine Menge von Bleistiften oder eine Menge von Maßeinheiten. Bei den »ordinalen Zahlzuweisungen« identifizieren Zahlen den Rang eines Elements innerhalb einer bestimmten Sequenz. Hinzu kommen die »nominalen Zahlzuweisungen«, bei denen Zahlen Objekte innerhalb einer Menge identifizieren. Zahlen werden hier als Eigennamen gebraucht, was zum Beispiel für Hausnummern, Nummern von Bus- und Straßenbahnlinien oder Telefonnummern gilt.<sup>2</sup> Bei der Nummerierung handelt es sich demnach um eine nominale Zahlzuweisung, wobei sich diese verschiedenen Gebrauchsweisen manchmal durchaus vermischen.

Wenn auch Zahlen bei der Nummerierung die Funktion von Namen zukommt, so gibt es doch Unterschiede zwischen Zahlen und Namen. Erstere sind im Gegensatz zum Namen eindeutiger – es gibt nur ein beschränktes Repertoire an miteinander verwechselbaren Namen, aber ein potentiell unendliches Reservoir an Zahlen; auch werden Zahlen seltener mit Geschichten beispielsweise über eine genealogische Herkunft verbunden. Wird eine Zahl zur Identifizierung eingesetzt, wird sie zur Nummer.

Die Geschichte der Kulturtechnik der Nummerierung bleibt noch zu schreiben; so selbstverständlich mutet uns diese Verwendung von Nummern an, dass es erst einmal die Erkenntnis braucht, dass diese eine Geschichte haben könnte. Eine

solche entfamiliarisierende Geschichtsschreibung der Kulturtechniken steht zunächst allerdings vor einem Problem, das Thomas Macho folgendermaßen formuliert hat: »Kulturtechniken – wie Schreiben, Lesen, Malen, Rechnen, Musizieren – sind stets älter als die Begriffe, die aus ihnen generiert werden. Geschrieben wurde lange vor jedem Begriff der Schrift oder des Alphabets; Bilder und Statuen inspirierten erst nach Jahrtausenden einen Begriff des Bildes; bis heute kann gesungen und musiziert werden ohne Tonbegriffe oder Notensysteme. Auch das Zählen ist älter als die Zahl. Zwar haben die meisten bekanntesten Kulturen gezählt oder bestimmte Rechenoperationen durchgeführt; aber sie haben daraus nicht zwangsläufig einen Begriff der Zahl abgeleitet.«<sup>3</sup>

Somit ist anzunehmen, dass auch lange vor dem Begriff der Nummer nummeriert wurde und dass diese Kulturtechnik bis zu den Anfängen der Schrift zurückreicht, weswegen nicht zuletzt die Expertise der Altertumsforschung und im Speziellen der Altorientalistik aufgerufen wäre, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen, das eben auf Grund seiner vermeintlichen Geschichtslosigkeit nur selten in den Aufmerksamkeitshorizont der Wissenschaft rückte. Die bisherige Literatur zum Thema der Liste etwa beschäftigte sich kaum mit dem Subgenre »nummerierte Liste«, lediglich Jack Goody erwähnte in seiner klassischen Studie, dass Listen dazu anregen, die in ihnen verzeichneten Gegenstände per Nummer, Anfangsbuchstaben oder Kategorie anzuordnen.<sup>4</sup>

Das Forschungsgebiet der Nummerierung eröffnet eine Reihe von bislang un-

<sup>2</sup> Heike Wiese, *Sprachvermögen und Zahlbegriff. Zur Rolle der Sprache für die Entwicklung numerischer Kognition*. In: Pablo Schneider/Moritz Wedell (Hrsg.), *Grenzfälle. Transformationen von Bild, Schrift und Zahl*. Weimar: VDG 2004.

<sup>3</sup> Thomas Macho, *Zeit und Zahl. Kalender- und Zeitrechnung als Kulturtechniken*. In: Sybille Krämer/Horst Bredekamp (Hrsg.), *Bild – Schrift – Zahl*. München: Fink 2003.

<sup>4</sup> Vgl. Michael Cuntz u. a. (Hrsg.), *Die Listen der Evidenz*. Köln: DuMont 2006; Umberto Eco, *Die unendliche Liste*. München: Hanser 2009; Jack Goody, *What's in a List?* In: Ders., *The Domestication of the Savage Mind*. Cambridge University Press 1977.

beantworteten Fragen. Die bereits ange-deutete nach Ursprüngen und Anfängen der Nummerierung mag dabei als müßig erscheinen, doch wäre zumindest zu untersuchen, ob diese in Mythen, Märchen und in frühen belletristischen Zeugnissen Anwendung findet.

Auch ist anzunehmen, dass die Technik der Nummerierung in ihren Anfängen zunächst in den ordinalen Gebrauch der Zahlen integriert war, zum Beispiel in Form der Aufzählung einer Liste, deren einzelne Gegenstände unter »erstens«, »zweitens«, »drittens« angeführt werden; eine klare Herausschließung der nominalen von der ordinalen Zahlenzuweisung jedoch scheint erst sehr jung zu sein.

Wahrscheinlich steht die nummerierte Liste an den Anfängen der nominalen Zahlenzuweisungen, wurden vor der Nummerierung der Objekte deren Repräsentationen auf einem Speichermedium – seien es Tontäfelchen, Papyrus oder Papier – nummeriert; hieraus ergibt sich die Frage, ab wann und wie dieser Prozess vonstatten ging, die in einer Liste vergebene Nummer auch an dem angeführten Gegenstand selbst anzubringen. Bei den Häusern etwa lassen sich bereits im 16. Jahrhundert Verzeichnisse finden, in denen diese nummeriert angeführt sind; angebracht werden die Nummern an den Häusern selbst zumeist erst im 18. Jahrhundert. Wie kommt es zu dieser Bewegung oder Verdopplung der Nummer, vom Papier hin auf das Objekt?

Und: Welche Störfälle und klassifikatorischen Monster gibt es, die sich der Nummerierung zumindest für eine gewisse Zeit entziehen? Im Falle der Hausnummerierung können die Schiffsmühlen an der Donau bei Wien genannt werden, die den in den Jahren 1770/71 mit einer Volkszählung und Hausnummerierung betrauten Kommissaren gehöriges Kopfzerbrechen bereiteten, da sie ja ihren Ankerplatz wechseln konnten, genauso wie die Holzhackerhütten tief in den niederösterreichischen Wäldern eine nummerierungstechnische He-

rausforderung darstellten, da sie doch nur temporär existierten.

Ein recht lohnendes Untersuchungsgebiet verspricht die Untersuchung der Debatten zu sein, die die Einführung der Technik der Nummerierung begleiten: Mit welchen Argumenten wird die Nützlichkeit der Nummerierung propagiert, weswegen wird sie abgelehnt und etwa als entmenschlichend verdammt?

*Von Ninive bis Turin –  
eine erste Chronologie*

Nummern für Zeilen, Kapitel, Folios oder Seiten fanden schon Jahrhunderte vor Einführung des Buchdrucks Verwendung: So findet sich auf den Keilschrifttafeln der ninivischen Bibliothek oft eine Zeilenzählung, aus Ägypten wird von einer Spaltenzählung berichtet, während in der griechischen Antike die Papyrusrollen sowie sogar deren Blätter Nummern erhielten. Lateinische Handschriften des Altertums mit antiker Nummerierung der Blätter und Seiten sollen demgegenüber unbekannt sein, erst im 17. und 18. Jahrhundert wurde es üblich, dass antike Textausgaben Zeilennummerierungen bekamen.

Als weiterer antiker Beleg für die Verwendung von Nummern kann das römische Militär angeführt werden: Wenn die für die in der Varus-Schlacht vernichteten Legionen verwendeten Zahlen XVII, XVIII, XIX in der Folge nicht mehr vergeben wurden, so ist dies ein starkes Indiz für ein Verständnis dieser Zahlen als Namen. Demgegenüber bezogen sich die römischen Personennamen Quintus, Sextus und Decimus nicht auf die Geburtsreihenfolge der damit benannten Kinder, sondern auf den Monat, in dem diese geboren wurden.

Folgt man den Erkenntnissen der Buchforschung, so waren das 12. und 13. Jahrhundert ein Zeitalter der Neuerung der Nummerierung. Nachdem jahrhundertlang Handschriften weder foliiert noch paginiert waren, verbreiteten sich Blatt-, Seiten- und Kolumnenzählung zunächst in Büchern für den Got-

tesdienst, dann auch in privaten Beständen, wobei bis Anfang des 16. Jahrhunderts häufiger foliert als paginiert wurde. Für die Annahme einer solchen Sattelzeit der Nummerierung im 13. Jahrhundert spricht auch die Beobachtung Valentin Groebners, dass die für die Aktenführung eingesetzte »Registernummer« ebenfalls im 13. Jahrhundert erfunden wurde.<sup>5</sup>

Demgegenüber sollte es noch drei Jahrhunderte dauern, bis derlei Zahlen in das Basiswerk abendländischer Belletristik eindringen: Versnummern erschienen in der Bibel erstmals 1528 in einer französischen Ausgabe, endgültig setzten sie sich 1551/1553 mit der Genfer Bibel durch, in die der Verleger Robert Estienne der Legende nach »auf dem Pferd[e reitend], nach dem Rhythmus eines leichten Trabes« die Nummern einfügte, weswegen manche Versabteilungen etwas holpterten.<sup>6</sup>

Es sollte auch bis ins 16. Jahrhundert dauern, bis sich arabische Ziffern als gedruckte Seitenzahlen in Büchern verbreiteten; noch mit Beginn des Buchdrucks war es nicht selbstverständlich, die Seiten zu nummerieren. Erst in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts tauchten gedruckte Seitenzahlen auf, die sich dann in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts weitgehend durchsetzten. Wurden zunächst vorwiegend römische Zahlenzeichen verwendet, überwogen gegen Ende des 16. Jahrhunderts dann die arabischen Ziffern.

Das 18. Jahrhundert – jenes Zeitalter, in dem nach Friedrich Schlegel die »mathematische Staatsansicht« dominierte – brachte einen weiteren Schub in der Vergabe von Zahlen mit sich. So wurden die Gemälde der europäischen Kunstsammlungen in einem numerologischen Überschwang mit Inventarnummern bedacht – oft auf deren Vorderseite – und darauf abgebildete Personen zum Zwecke ihrer

Identifizierung zuweilen mit Zahlen versehen; die nummerierten Listen der entsprechenden Namen wurden manchmal in das Bild selbst hineingemalt oder auf einer eigenen Tafel am Rahmen befestigt.

All dies geschah nachträglich, ohne ästhetische Rücksichten oder Bedachtnahme auf die Intention des Malers, als Beispiele seien die in Haarlem ausgestellten Miliz-Bilder von Frans Hals oder Rembrandts *Anatomie des Dr. Tulp* genannt. Nummern gab es im Jahrhundert der Aufklärung dann noch – mit zeitweiligen Vorgängern im 17. Jahrhundert – für so unterschiedliche Objekte wie die Pfeiler der Amsterdamer Börse, Tragsessel, Pferdefuhrwerke oder Krankenhausbetten; William Hogarth bedachte 1735 im letzten Blatt seines *Rake's Progress* die Zellen des *madhouse* mit Zimmernummern, Rousseau stellte 1742 sein numerisches Notationssystem für Musik vor, und spätestens ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden auch Subjekte nummeriert, insbesondere Angehörige vagierender Berufsgruppen. So mussten die in Genf befindlichen fremden Holzfäller ab 1769 auf ihren Jacken Blechschilder mit einer Nummer tragen, unter der sie auch mit Namen und Alter registriert wurden. Die Betroffenen sahen diese als erniedrigend an und ersuchten darum, die Nummer in ihren Taschen verbergen zu können; schließlich mussten sie diese an ihrem Sägebock und an der Säge anbringen.

In Frankreich wiederum wurden die Straßenhändler zunehmend dazu gezwungen, als Zeichen ihrer Identität Nummern zu tragen, genauso wie die Lastträger in den Häfen. In Wien war spätestens ab 1773 die Nummer der Postboten an einem Blechkästchen angebracht, das diese an einer gelben Schnur über der Schulter trugen und in das die zu

<sup>5</sup> Valentin Groebner, *Der Schein der Person*. München: Beck 2004.

<sup>6</sup> Daniel Weidner, »Wende sie um und um, denn alles ist in ihr«. *Über das Suchen in heiligen Texten*. In: Thomas Brandstetter u. a. (Hrsg.), *Vor Google. Eine Mediengeschichte der Suchmaschine im analogen Zeitalter*. Bielefeld: transcript 2012.

versendenden Briefe eingeworfen werden konnten, während ein paar Jahre später die dortigen Laternenanzünder als »ordentlich gekleidet« beschrieben wurden, »mit einem Seitengewehr und Spieße versehen, wie auch mit einer Nummer auf dem Hute bezeichnet«. <sup>7</sup>

Im 19. Jahrhundert wurden die Berliner »Eckensteher« – temporär für Hilfsdienste zu beschäftigende Lohnbediente – nummeriert; ein ganzes »Heer« davon stand »unter polizeilicher Aufsicht« und trug deswegen »Nummern wie die Droschken«. <sup>8</sup> Bis zu sechshundert gab es, die größte Berühmtheit unter ihnen erlangte als literarische Figur mit Nummer 22 der Eckensteher Nante, der um 1830 in unterschiedlichen Funktionen in zahlreichen Theaterstücken und weiteren belletristischen Texten zu Ehren kam. <sup>9</sup>

In zumindest einem Fall, bei den in den Wiener Theatern beschäftigten Livreebedienten, wurden solche Nummern sogar namensgebend für die Berufsgruppe: »In allen [fünf Theatern Wiens] besteht übrigens eine Limonadière (Zuckerbäckerei), aus der von Livree-Bedienten (sogenannten Numero's, von den Nummern an ihren Hüten) Erfrischungen aller Art herumgeboten werden.« <sup>10</sup>

Zum Gegenstand der Kunst wurden Nummern – mit einigen frühen Ausnahmen, etwa Cornelis Gijsbrechts großartigem Trompe-l'œil *Rückseite eines Gemäldes* (*Rugzijde van een schilderij*) von circa 1670 – im 20. Jahrhundert, in dem diese Kulturtechnik dann während des Fordismus eine weitere Hochzeit erleben sollte. <sup>11</sup> Die Arbeiter/innen in den durch Fließbandarbeit gekennzeichneten Fabriken wurden in jeder Minute ihres Alltags damit konfrontiert.

Waren schon in der berühmten, in der Zwischenkriegszeit im mährischen Zlín angelegten Werksiedlung des tschechoslowakischen Schuhfabrikanten Tomáš Bat'a Fabrikgebäude, Türen und Straßen durchnummeriert, so ging es in den 1960er Jahren bei Fiat noch radikaler zu, wie Nanni Balestrini 1971 in seinem Roman *Wir wollen alles* (*Vogliamo tutto*) aus der Perspektive des Operaismus zu berichten weiß: »Jeder Fiat-Arbeiter hat eine Werkstornummer, eine Gangnummer, eine Umkleidekabinennummer, eine Spindnummer, eine Werkstattnummer, eine Fließbandnummer, eine Nummer des Arbeitsvorganges, den er ausführen muss, eine Nummer, wie viel Maschinenteile er machen muss. Es besteht alles aus Nummern, sein Tag bei der Fiat ist vollständig geplant und wird von diesen Nummern bestimmt. Einige davon sieht man und andere sieht man nicht. Eine Reihe von nummerierten und unausweichlichen Dingen. Da drin zu sein bedeutet, dass du mit dem nummerierten Werksausweis so machen musst, wenn du reinkommst, dass du einen bestimmten nummerierten Gang lang musst, dann einen nummerierten Korridor. Und so weiter.«

Gegenwärtig scheint eine doppelläufige Bewegung stattzufinden: Werden noch die kleinsten Gegenstände mit einer maschinenlesbaren, numerischen Adresse versehen, so ziehen sich in manchen Bereichen – etwa der telefonischen Adressierung – die Nummern aus dem subjektiv erfahrbaren menschlichen Alltag in die technischen Geräte zurück und lassen den Namen den Vortritt.

<sup>7</sup> *Brünner Zeitung Der Kaiserlichen Königlichen Privilegirten Mährischen Lebenbank* vom 18. November 1779.

<sup>8</sup> J. P. Kux, *Berlin*. Berlin 1842.

<sup>9</sup> Olaf Briese, *Eckensteher. Zur Literatur- und Sozialgeschichte eines Phantoms*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Nr. 2, 2012.

<sup>10</sup> Adolf Anton Schmidl, *Wien wie es ist*. Wien 1833.

<sup>11</sup> Vgl. Karin von Maur (Hrsg.), *Magie der Zahl in der Kunst des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart: Hatje Cantz 1997.

*Police and Thieves*

Die Debatte um die Einführung einer Kennzeichnungspflicht für Polizisten, sei es mittels Namensschildern, Kennlichmachung der Dienstnummer oder Anbringen einer für die Dauer eines Einsatzes vergebenen temporären Nummer, ist insbesondere in manchen deutschen Bundesländern bis heute aktuell. Welche Folgen eine mangelnde Kennzeichnung haben kann, berichtete die *tageszeitung* im April 2013 von einem in Berlin abgehaltenen Gerichtsprozess: Zwei Jahre zuvor, im Zuge der alljährlichen Demonstrationen zum 1. Mai, hatten in der deutschen Hauptstadt uniformierte Polizisten Kollegen in Zivil verprügelt. Einer der Zivilpolizisten verklagte darauf die Uniformträger, doch wurden diese freigesprochen, weil sie nach Einschätzung des Gerichts nicht eindeutig zu identifizieren waren: Die Zivilpolizisten »sagen als Zeugen aus, dass die Uniformierten auffällig groß und stämmig waren. Dass sie zu einer Einheit mit einem weißen E als Kennung gehörten. Dass einer aus der Einheit noch eine alte grüne Uniform trug. Dass die Einheit den verletzten G. achtlos am Boden liegen ließ. Die Zivilpolizisten erzählen, wie sie sich in der Nacht auf die Suche nach der betreffenden Einheit machten, nachdem sie G. und einen weiteren verletzten Kollegen versorgt hatten. Dass sie die Truppe an den ›Recken‹ und der alten grünen Uniform wiedererkannten ... Der Vorfall liegt zwei Jahre zurück, aber die Zivilpolizisten sind immer noch spürbar empört. Allein, für eine Verurteilung reicht es nicht. RichterIn Andrea Wilms sagt, sie habe keinen Zweifel daran, dass die richtige Einheit identifiziert wurde. ›Aber wer geschlagen hat – der zweite, dritte, oder vierte Beamte der Reihe –, das ist unklar geblieben.«<sup>12</sup>

Nur wenigen ist bekannt, dass Maßnahmen zur Verhinderung solcher Polizeiübergriffe schon im 18. Jahrhundert eingeführt wurden. So mussten die Wiener »Polizeisoldaten« per Patent vom 2. März 1776 durch eine abnehmbare Nummer aus Messing auf ihren permanent zu tragenden Patronentaschen unterscheidbar sein, was explizit dazu geschah, »damit das Beschwerdeführen vielleicht dadurch, weil der Mann von der Wache dem Beleidigten unbekannt wäre, nicht erschwert, oder unmöglich gemacht werde« und »daß dergestalt genug sein wird, anzuzeigen, man sei von dem sovielen Numero beleidigt worden«.<sup>13</sup>

Als Pendant zu den Nummern der Polizist/innen können die an Gefangene vergebenen Sträflingsnummern betrachtet werden. Victor Hugo berichtete zum Beispiel in seiner *Geschichte eines Verbrechens*, dass er 1851 im Zuge der Proteste gegen den Staatsstreich des Louis Bonaparte zu einem gegnerischen General, der nicht bereit war, seinen Namen preiszugeben, sagte: »Gleichviel, Ihren Namen als General brauche ich nicht zu wissen, aber ich werde Ihre Nummer als Sträfling wissen.« Als Nummern so prominenter wie unterschiedlicher Häftlinge seien die des Franz-Ferdinand-Attentäters Gavrilo Princip nach seiner Einlieferung in die Militärfestung Theresienstadt genannt (995), die der Panzerknacker (unter anderem 176-167, 176-671, 176-176), die von Fidel Castro im Presidio Modelo auf der Isla de Pinos – er hatte die Gefangenenummer 3859 – sowie die Nelson Mandelas auf der Gefängnisinsel Robben Island: 46664.

Letzterer stellte seine Sträflingsnummer der wohlthätigen Einrichtung *Nelson Mandela Foundation* zur Verfügung, die eine Lizenz zu deren Verwendung an das südafrikanische Unternehmen Seardel

<sup>12</sup> Plutonia Plarre, *Polizei vs. Polizei endet mit Freispruch*. In: *taz* vom 9. April 2013.

<sup>13</sup> Joseph Kropatschek (Hrsg.), *Sammlung aller k.k. Verordnungen und Gesetze vom Jahre 1740 bis 1780* [Kaiserl. Königl. Theresianisches Gesetzbuch], Bd. 8. Wien 1787.



vergab. Seardel verwendete sie daraufhin zur Bezeichnung einer Modelinie (466/64), womit der wohl nicht allzu häufige Fall eintrat, dass eine Gefangenenummer zu einem Markennamen wurde.<sup>14</sup>

### *Der Charme der Nummer*

Während in Mitteleuropa die Vergabe von Nummern für Menschen in der Regel zumindest mit Skepsis betrachtet wird, und in Ländern wie Ungarn, Deutschland sowie auch in Portugal die Verwendung einer einheitlichen Personenummer für administrative Zwecke von der Verfassung verboten ist, gibt es auch Beispiele eines affirmativen Umgangs, wie etwa schon Heinrich Heine 1832 in seinen *Französischen Zuständen* aus Paris referierte: »Die französische Jugend ist so kriegslustig und begeistert wie 1792. Mit lustiger Musik ziehen die jungen Konskribierten durch die Stadt, und tragen auf den Hüten flatternde Bänder und Blumen, und die Nummer, die sie gezogen, welche gleichsam ihr großes Los. Und dabei werden Freiheitslieder gesungen und Märsche getrommelt vom Jahre 90.«

Ohne große Widerstände setzte sich eine lebenslang gültige, für administrative Zwecke verwendete Personenummer in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts insbesondere in den skandinavischen Ländern durch. So wurde in Island bereits in den 1950er Jahren nach schwedischem Vorbild eine nationale Identifizierungsnummer eingeführt, Vorläuferin der ab 1988 verwendeten sogenannten *kennitala*. Diese erhalten in Island geborene Kinder, noch bevor sie einen Na-

men bekommen, und sie muss selbst bei Banküberweisungen angegeben werden. Viele Jahre konnte die *kennitala* in öffentlich zugänglichen Datenbanken abgefragt werden: Wer auch immer wollte, erhielt zu einem gegebenen Namen die damit verknüpfte Personenummer und zu einer abgefragten *kennitala* den Namen der Person samt ihrer Wohnadresse. Erst ab Mitte der neunziger Jahre setzte eine Debatte ein, bei der eine am Datenschutz ausgerichtete »protektionistische« Position, die die Verwendung einer solchen Nummer für gefährlich ansah, einer »pragmatischen« Position gegenüberstand, die die Nützlichkeit der Personenummer betonte.<sup>15</sup>

Tatsächlich können auch systematische Argumente zugunsten der Verwendung von Personennummern angeführt werden. Wird eine solche ohne Rücksicht auf Merkmale wie Geschlecht, Alter, soziale und geografische Herkunft eingeführt, kann sie zumindest tendenziell egalitäre Auswirkungen haben. So erlaubt nach Auffassung der Soziologin Maren Lehmann die Erfindung der Nummerierung »den Menschen zu zählen, mit ihm zu rechnen, ohne irgendetwas Näheres von ihm und über ihn zu wissen«, was für die Individuen auch neue Chancen eröffnen kann.<sup>16</sup>

Ähnlich argumentierte bereits Karl Kraus, der die auch durch Nummern gewährleistete Anonymität einer Großstadt wie Berlin zu schätzen wusste: »Alle sind Nummern, darum hat jeder die Freiheit, eine Individualität zu sein. Alles geht nach der Uhr, darum kann jeder nach seiner eigenen gehen. Ordnung macht das Leben abenteuerlich.«<sup>17</sup>

<sup>14</sup> Vgl. Julee Wilson, *Nelson Mandela »Not Affiliated« With 466/64 Fashion Collection*. In: *Huffington Post* vom 31. Juli 2012.

<sup>15</sup> Vgl. Ian Watson, *A Short History of National Identification Numbering in Iceland*. In: *Bifrost Journal of Social Science*, Nr. 4, 2010 (<http://bjss.bifrost.is/index.php/bjss/article/view/63/65>).

<sup>16</sup> Maren Lehmann, *Verwechslungen des Menschen*. In: *Zeitschrift für Systemische Therapie und Beratung*, Nr. 3, 2009.

<sup>17</sup> Karl Kraus, *Illusionen*. In: *Die Fackel*, Nr. 237 vom 2. Dezember 1907.